Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 11. Posen, den 16. März. 1890.

Das arme Ding.

Novelle von F. von Kapff-Essenther. (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

So war das erste Jahr ihrer Ehe dahingegangen. Alle Welt pries das junge Paar glücklich; vielleicht auch redeten sie sich selber ein, es zu sein. Waren sie es jedoch in Wirklichkeit? Gab es Tage in ihrem Hause, auf denen kein Schatten ruhte? Stunden reinsten ungetrübtesten Behagens? Waren sie rückhaltslos Eins? Ja, fanden sich auch nur Momente, in denen sie sich ganz gehörten, einander so wie sie nun einmal waren, ganz und voll beglückten?

Eines Tages gab es einen kleinen Streit wegen eines Gesellschaftsballes, den Hertha Abends zu besuchen wünschte. Sie hatte eine reizende Toilette dafür vorbereitet. Camillo aber hatte „ganz und gar daran vergessen" und erklärte jetzt, heute nicht ausgehen zu können, weil er morgen sehr früh eine schwierige Operation vorhabe. Verstimmt ergab sich Hertha. — Nachmittags war sie ihrem Gatten behilflich, ein verlegtes Schriftstück zu suchen. Camillo hatte zu diesem Zweck alle Fächer und Laden seines Pultes geöffnet. Ganz zufällig gerieth Hertha an einen verborgenen Schub, von dem sie bisher keine Ahnung gehabt hatte. Arglos wollte sie ihn öffnen.

„O, hier nicht," wehrte Camillo, „hier findest Du bestimmt Nichts."

„Ei, was verwahrst Du denn hier?" fragte sie, noch immer ganz unbefangen.

„Nichts," versetzte er etwas hastig. — „Das heißt, alten Kram, Andenken."

„Ach, so laß' mich das doch sehen!"

„Lohnt nicht der Mühe! Wie kann Dich das interessiren?"

Eine mißtrauische Regung bemächtigte sich ihrer. Sie glaubte Blumenduft zu verspüren, der aus dem geheimen Fache drang.

„So hättest Du Geheimnisse vor mir?" konnte sie sich nicht enthalten auszurufen.

„Ich? Geheimnisse? Lächerlich!" rief er ein wenig gereizt. „So magst Du denn sehen!"

Ihre erste Regung war, auf den Einblick in das Fach zu verzichten; aber das plötzlich erwachte, eifersüchtige Mißtrauen siegte. Konnte er nicht eine alte, vielleicht noch nicht ganz erstorbene Liebe haben, welche ein Licht auf sein jetziges Verhalten warf? Camillo hatte den Schub geöffnet — welker Lavendelduft strömte daraus hervor. Er enthielt Nichts als ein schwarzgebundenes, einfaches, an den Ecken ein wenig abgegriffenes Büchelchen. Mit liebevollem Blick nahm es Camillo zur Hand. „Es ist das Tagebuch Josephinens," sagte er ernst. „Ich fand es nach ihrem Tode in ihrem Wäscheschrank, der, nebenbei gesagt, für sie ein kleines Heiligthum war. Ich hatte keine Ahnung von diesen Aufzeichnungen und verwahre sie nun als ein theures Vermächtniß."

Hertha, ein wenig beschämt und gereizt zugleich, vermochte nicht an sich zu halten. „Es roch mir auch gleich nach „Wäscheschrank" hier," sagte sie spöttisch. „Es sind wohl Küchenzettel und Wirthschaftsrechnungen in dem Büchelchen? Dazwischen einige trockene, farblos gewordene Blumen mit dem entsprechenden Datum dahinter?"

„Spotte nicht," sprach er finster.

„Nichts für ungut," entgegnete sie noch immer ironisch. „Deine Pietät ist wirklich rührend!"

„Du urtheilst falsch," brauste er jetzt auf, „falsch — nicht weiblich — über dies Andenken, sowie über Jene, die es hinterließ. Wisse es: Josephine hat mich sehr, sehr glücklich gemacht! Wage kein spöttisches Wort über die Erinnerung an sie, oder ich werde Dir nie verzeihen!"

Käthe rief den Doktor ab. Durch Hertha's Inneres aber drang es wie ein Schwert. Ließ es ihr denn keine Ruhe, trotzdem es lange begraben war? Wollte es sie denn immer und immer demüthigen und triumphiren über sie, das „arme Ding?"

* * *

Während Camillo mit einem Patienten conferirte, hatte sich Hertha nach ihrem Zimmer begeben, woselbst das blaßblaue Faille-Kleid, das sie am Abend hatte tragen wollen, auf einer Otomane ausgebreitet lag. Unaussprechliche Bitterkeit erfüllte ihre Seele, und während einzelne Thränen über das schöne Gesicht herabrollten, begann sie planlos mit zitternder Hand einige der nächstliegenden Gegenstände in eine Handtasche zu packen. Noch heute wollte sie sich zu ihrem Vater begeben, zu längerem Besuch — vielleicht für immer.

Was sollte sie noch hier? Sie wich der todten Rivalin, welche ihr Gatte offenkundig bevorzugte. Nein, sie, Hertha war nicht dazu angethan, diese Todte zu ersetzen. Er, Camillo, wußte einfach nicht, was er an ihr besaß. Er war ein trockener Gelehrter mit philiströsen Lebensgewohnheiten, der Nichts weiter brauchte, als ein Aschenbrödel, eine sogenannte tüchtige Hausfrau. Jene hatte ihn „glücklich" gemacht! Und sie, Hertha, sie vermochte das nicht. Wie ihr Herz schmerzlich zuckte, wie ihr ganzer Stolz sich bäumte, wie sie mühselig nach Athem rang, nach Fassung! Es war denn doch zu furchtbar, heute

so das Heim zu verlassen, welches sie vor Jahresfrist in triumphirender Glückseligkeit als junge Frau bezogen hatte. Und während sie einige sinnlos eingepackte Stücke wieder aus der Tasche warf, hörte sie draußen den Schritt ihres Mannes. Vor der Thür hielt er einen Moment inne — er schien sich zu bedenken. Aber er kam doch, vielleicht, um sie zu versöhnen, wenn es ihm auch schwer fiel. Sie würde ihm nicht einen Schritt entgegengehen, mochte er umkehren oder eintreten!

Er trat ein. Sein fragender Blick überflog die Unordnung des Zimmers. „Was hast Du vor?“ fragte er schnell.

„Ich möchte meinen Vater besuchen,“ versetzte sie ebenso kurz. Er schwieg eine Weile; sie wandte sich nicht nach ihm um. Nun trat er an sie heran und fragte mit milderer Stimme:

„Höre mich ruhig und geduldig an, Hertha, einen Augenblick nur!“

Sie war hart genug, Nichts zu erwidern. Und doch sah sie, fühlte sie, wie schwer ihm dieser Schritt geworden, wie mühselig er Worte fand. Aber sie blieb ihm abgewendet.

„Es ist zwischen uns beiden nicht, wie es sein sollte,“ begann er, tief und schwer aufathmend, „wir wissen, wir fühlen das Beide, und ich will nicht länger zögern, Dir offen zuzugeben, daß auch ich mich nicht ganz frei von Schuld fühle. Meine gute Josephine hat mich, wenn Du es so nennen willst, schlecht erzogen. Vielleicht that sie an Hingebung für mich mehr, als mir zuträglich war. Ich habe in meiner ersten Ehe nicht jene Nachgiebigkeit, nicht jene Selbstenttäuschung erlernt, welche ja überall da nothwendig ist, wo zwei starke, selbstständige Naturen, wie zum Beispiel wir Beide, sich vereinigen. Du bist schön, begabt, ein eigenartiger Charakter. Du hast ja ein Recht darauf, nach Deiner Art zu leben, nach Deiner Art behandelt zu werden. In dieser Beziehung habe ich gewiß viel versäumt, wahrscheinlich mehr, als ich in diesem Augenblick zu übersehen vermag. Aber glaube es mir, ich will mir fortan redlich Mühe geben, das Versäumte nachzuholen und Du — sei nachsichtig und geduldig, wenn nicht immer Alles nach Deinen Wünschen gehen sollte. Und nun laß uns Frieden schließen — ja?“

Sie zitterte so heftig, daß sie nicht gleich im Stande war, ihm zu antworten. Er hatte sie beschämt, bezwungen. Und doch war ihr Stolz, ihr Trotz noch zu ungebändigt, als daß sie ihm hätte sagen können, wie sehr ihr Herz ihm entgegenflog. Er sah sie an mit jenem stolzen und doch milden Lächeln, das an seinen ehemaligen Studentenbeinamen „Superbus“ erinnerte und fuhr fort:

„Und nun bitte ich Dich ausdrücklich, heute Abend mit mir den Damenabend im Club zu besuchen. Es soll ein Zeichen Deiner Versöhnlichkeit sein. Du sollst Dich zerstreuen, sollst Dich recht schön machen — ich will mich daran erfreuen. Triff also Deine Vorbereitungen. Ich muß nochmals nach der Klinik, um die meinen zu treffen für die Operation. Auf Wiedersehen denn, liebste Hertha!“

Er war gegangen. Schluchzend wie ein Kind blieb sie zurück. Was sie vorhin mit Zorn erfüllt, erfüllte sie jetzt mit unendlichem Weh. Was sollte sie thun, damit er neben ihr so glücklich wäre, wie mit Jener, wie mit dem „armen Ding?“ Sie liebte ihn; sie wollte, sie konnte nicht leben fern von ihm. Aber sie wollte geliebt sein, wie Josephine von ihm geliebt worden war. Konnte das so schwer sein? Wie hatte sie es angefangen? Welchen Zauber hatte sie auf ihn ausgeübt — Jene?

Von einem plötzlichen Impuls getrieben, lief Hertha nach dem Arbeitszimmer ihres Gatten. Richtig, er hatte, aufgeregt, wie er gewesen, sein Schlüsselbund auf dem Tische liegen lassen. Hastig erschloß sie die eine Lade und das geheime Fach. Sie mußte erfahren, was er an Josephinen so sehr geliebt und geschätzt hatte. Und in diesem lavendelduftigen Büchlein mußte ja etwas davon zu finden sein!

Als sie das Buch in der Hand hielt, zögerte sie. Sie schämte sich vor dem Bilde der Verstorbenen. Aber ihr Verlangen, hinter das Geheimniß jenes Eheglücks zu kommen, war stärker. So schlug sie die vergilbten Seiten auf, welche mit einer blassen, etwas kindischen Frauenhand beschrieben waren.

Das Tagebuch begann mit folgenden Worten:

„Niemand im Städtchen glaubte, daß er mir Treue halten würde. Ich selber glaubte es nicht und hätte ihm niemals gegrollt, hätte er eine andere erwählt, die besser zu ihm paßte. Aber das Wunderbare, das Unglaubliche geschah: er machte mich zu seinem Weibe, er wollte wirklich keine Andere! Mein Glück erscheint mir zu groß — erdrückend groß! Aber ich will versuchen, dessen werth zu werden! Vor dem Altar habe ich mir selbst ein Gelübde abgelegt, wie sich heißer und inbrünstiger noch keines einer Menschenseele entrang: meinen Gatten zu beglücken — so sehr, als es eben in meinem schwachen Vermögen steht. Wollte es mir nur ein Wenig glücken.“

Nun folgten einige naive Schilderungen des neuen Lebens in der Residenz, wobei unaufhörlich nur von Camillo die Rede war und wie man ihn allenthalben achtete, ehrte und schützte. Dann kam wieder folgende Stelle:

„Mein ganzes Thun und Denken handelt ausschließlich von Camillo. Frühmorgens muß er mir erzählen, was er Tags über vor hat, und er thut das gerne. Während er auf der Klinik ist, bringe ich seine Sachen in Ordnung. Wäre auch nichts daran zu thun, so macht es mir Freude, mich damit zu beschäftigen. Wenn es Zeit wird, erwarte ich ihn am Fenster, denn — es mag wohl recht kindisch sein — ihm darf kein Anderer öffnen, als ich! Und wie zärtlich, wie dankbar er mich dann anlächelt, ich könnte jedesmal vergehen — geradezu vergehen! Bei Tische erzählt er mir von seinen klinischen Arbeiten und Vorträgen. Anfänglich wurde mir dabei wehe und übel und ich hatte Mühe, die Suppe hinunterzubringen. Nun aber habe ich mich daran gewöhnt — ich rieche auch den widerwärtigen Carbol schon garnicht mehr. Im Geiste übersehe ich den ganzen Saal voll Kranker, wo Camillo wirkt. Ich zittere zu Hause, wenn er eine schwere Operation vorhat. Uebrigens kenne ich auch alle technischen Ausdrücke und alle Handgriffe — ich glaube, ich könnte ihm selbst assistiren.“

Späterhin folgte:

„Wir haben heute einen bangen Tag. Camillo vollzieht zum erstenmale eine Kehlkopf-Exstirpation. Professor Harmsen wurde plötzlich unwohl und hat ihm die Operation übertragen. Ich kenne die Patientin — aus Camillo's Schilderung — ganz genau. Sie ist Kindergärtnerin. Die Kleinen sollen an ihr hängen, wie an einer Mutter. Fast täglich bringen sie ihr winzige Sträußchen — mit Sparpfennigen bezahlt, gestern lag ein Kranz auf ihrem Bette, den zwei ihrer Pfleglinge aus bunten Papierstreifen geflochten.“

Dann:

„Wir jubeln! Die Operation ist ganz geglückt! Soeben schickte ich der Patientin den schönen, blühenden Rosenstock von meinem Blumentisch, nächstens folgen Confitüren. Vorläufig darf sie nur flüssige Nahrung nehmen.“

„Heute kam Camillo verstimmt und wortkarg nach Hause. Mit Vorsicht brachte ich ihn dahin, sich auszusprechen — das muß man thun! Er hatte einen Wortwechsel mit dem Ordinarius, nun er sich's von der Seele gesprochen, war es überwunden.“

Und Hertha las und las mit glühenden Wangen und fliegendem Pulse. Da hieß es weiter:

„Camillo brachte mir Karten zum Eisfest. Darauf freue ich mich nun wirklich, denn dergleichen habe ich daheim nie gesehen.“

„Mein armer Camillo! Heute kam er ganz gebrochen nach Hause. Es kostete große Mühe, ihn zum Sprechen zu bringen. Meine stille Befürchtung war eingetroffen: die Operation an dem alten Müller war nicht geglückt. Es ist derselbe, den ich immer grüßen ließ und der mich wiedergrüßte. Nun kommt er in die Abtheilung für unheilbare Kranke. — Es gelang mir, Camillo zu trösten, nachdem er sich ausgesprochen. Müller ist ja am Ende dreiundsiebzig Jahr. Auch wollen wir ihn nicht ganz aus den Augen verlieren!“

„Soeben entdecke ich, daß das Eisfest mit Mamas Todestag zusammen fällt! Natürlich gehen wir nicht. Aber vorläufig will ich mir nichts anmerken lassen. Ich will nur einen Kranz für Mamas Bild besorgen und dann Abends Camillo

den Vorschlag machen, anstatt des Festes lieber von der guten Mutter zu plaudern. Das wird seinem treuen Herzen wohlthun. Wie danke ich der alten Käthe, daß sie mich auf den Tag aufmerksam gemacht! — Camillo war übrigens Vormittags wieder recht verstimmt. Er hatte einen Conflict mit dem Geheimrath. Hier ist er nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß der Professor in diesem Falle im Unrecht ist. Aber es bedurfte doch nur eines ganz, ganz leisen Hinweises auf die Dankbarkeit, die er seinem geliebten Lehrer schuldet, und er zog mich an's Herz und sagte: „Komm, Josephine, laß uns zu Harmsen gehen!"

Es war ein wunderschöner Abend, wiewohl ein trauriger Gedenktag. Camillo war so sehr gerührt, so überaus lieb und gütig gegen mich. Wie leicht es ist, ihn zu beglücken, den Guten!"

Die Aufzeichnungen wurden nunmehr flüchtiger und undeutlicher und handelten von Josephinens zunehmender Kränklichkeit. Nur einige Worte fielen ihr noch auf:

„Ich habe jetzt schon meinen Puls in der Gewalt, wenn Camillo kommt. Gestern zählte er hundertundfünf Schläge und ich weiß es doch sicher, daß ich hundertzwanzig hatte. Aber Camillo wurde ruhiger!"

Hertha vermochte nicht mehr Alles zu lesen, weil ihr die Augen überflossen. Am Ende der Aufzeichnungen stand mit Camillos fester, etwas starrer Handschrift:

„Meine heißgeliebte Josephine ist am 20. April Abend sieben Uhr für immer von mir geschieden."

Der 20. April. Das war der Datum von heute. Darum wollte Camillo den letzten Clubabend nicht besuchen!

Hertha schellte. Die alte Käthe erschien.

„Rasch, Käthe, einen Kranz für das Bild dort! Aber sehr rasch, bevor der Herr nach Hause kommt!"

„Der Todestag der Seeligen!" murmelte Käthe. Und ein dankbarer, liebevoller Blick — der erste — streifte die junge Frau.

Hertha war wieder allein. Eine niederschmetternde, überwältigende Erkenntniß hatte sich ihrer bemächtigt, erschütterte sie bis in die innersten Fasern ihres Wesens: Um glücklich zu werden, muß man den redlichen Willen, das redliche Streben haben, zu beglücken. Um geliebt zu werden, muß man echter Hingebung fähig sein. Und was hatte sie gethan, um ihren Gatten zu beglücken, um seine Liebe zu verdienen? Nichts — so gut wie Nichts! Aber auch sie wollte das Versäumte nachholen. Josephine, das „arme Ding", hatte ihr den rechten Weg dazu gezeigt.

Sie legte das einfachste Hauskleid an, welches sie besaß, trocknete ihre Augen und bekränzte Josephinens Bild mit den Blumen, welche Käthe besorgt hatte.

Dann wartete sie auf Camillo. Als er draußen schellte, flog sie ihm entgegen; zitternd und erröthend, wie nie vorher — auch nicht als Braut.

„Oh, meine liebe Hertha," rief er ganz erstaunt, „aber ich rieche gewiß ganz schrecklich nach Carbol?"

„Das thut nichts," sprach sie mit gesenkten Augen, „ich will mich daran gewöhnen; komm' nur gleich herein zu mir — oder nein — in Dein Zimmer lass' uns gehen!"

„Hertha," stammelte er, sichtlich gerührt. „Aber Hertha . ." Er trat ein, nachdem er abgelegt hatte.

„Wie? Du hast noch garnicht begonnen, Toilette zu machen?"

„Nein, Camillo, wir bleiben heute zu Hause. Komm, wir wollen uns an den Kamin setzen, und — von Josephinen plaudern."

Sein Blick fiel auf das bekränzte Bild, und ihm ward Alles klar. Niemals ist ein stilles Gebet zu einer Heiligen dankbarer emporgesandt worden, als jetzt Camillos schmerzverklärte Glücksempfindung zu Josephinen stieg. Und nach einem Augenblick tiefinnigen Gedenkens fand er sich in der Wirklichkeit zurecht, in dieser überströmend schönen, weil schon fast verlorenen Wirklichkeit.

Jetzt erst hatten sie sich ganz gefunden und die ihnen den Weg gezeigt, schwebte, milde lächelnd, segnend über ihnen: Das arme Ding.

Zu spät.

Von M. Rinckleben.

An einem der jüngsten schönen Tage führte mich ein Spaziergang hinaus vor die Thore; planlos war ich gewandert und fand mich endlich da, wo die Armen und Elenden zum letzten Schlaf gebettet werden. Die Hügel dort liegen schmucklos in einförmiger Reihe, eng neben einander; sie dürfen nicht viel Raum beanspruchen, die armen Müden, die dort ruhen. Ihre Namen sind verweht, die Schläfer tragen nur Nummern, und wenn die gesetzliche Verwesungsfrist verstrichen ist, dann fallen auch diese fort, ein neuer Bewohner mit einer anderen Nummer zieht in die enge Wohnung ein. Sein Vorgänger ist vergangen, wie ein Hauch im Winde.

Vergangen! aber nicht alle sind auch vergessen! Eben hat wieder eine so traurige, in ihrer Herzensöde so ergreifende Ceremonie stattgefunden; der enge schwarze Sarg ist hinabgesenkt in die Gruft, an der kein Auge weint; hastig schaufeln die Arbeiter das Grab zu, sie haben keine Zeit, lange Betrachtungen anzustellen, und die tägliche Gewohnheit stumpft ab gegen das herbste Gefühl. — Wer Du auch sei'st, Du Schläfer, ich wünsche Dir Ruhe in Dein stilles Grab hinab. Drei Hände voll Erde — dann wende ich mich zum Gehen.

Ein Mann in der Tracht eines gewöhnlichen Arbeiters, der an einem der Gräber steht, fesselt meine Aufmerksamkeit. Tiefer Schmerz prägt sich in seinen Zügen aus, und auf dem wettergebräunten Antlitz zuckt es, als wolle er gegen ein übermächtiges Gefühl mit Gewalt ankämpfen. Beim Vorüberschreiten bemerke ich, daß der Hügel, an dem der Mann steht, die Nummer 145 trägt. Das instinktive Interesse, welches mir der Mann einflößt, veranlaßt mich, denselben am Ausgange des Kirchhofs zu erwarten. Nach einigen Minuten kommt er daher, die Züge voll Trauer, die Haltung gebeugt, das Haar ergraut, und doch, es war merkwürdig, konnte der Mann noch nicht so alt sein; ich biete ihm guten Tag. Er sieht auf und zieht höflich die Mütze. Wie er seinen Weg fortsetzen will, schließe ich mich ihm an:

„Sie gehen nach der Stadt?"

Er nickt.

„Dann haben wir gemeinsamen Weg und können die Zeit verplaudern."

Der Mann sieht nicht aus, als ob er viel plaudern wolle, aber das soll mich nicht abschrecken.

„Sie haben gewiß einen lieben Angehörigen dort liegen?"

Der Mann blickt mich an; vielleicht liest er mehr als Neugierde aus meinem Gesicht; er sieht dann zur Erde und spricht langsam, wie müde:

„Meine Mutter."

„O, Ihre Mutter. Sie liebten sie sehr; gewiß! Eine Mutter kann man auch nur einmal verlieren; das Scheiden derselben ist ein großes Weh."

Mein Begleiter schritt stumm weiter. Seine Brust hob und senkte sich, ich wagte nicht, ihn in seinem Gefühl jetzt zu stören. Da sagte er plötzlich:

„Sie haben Recht, Herr! Eine Mutter kann man nur einmal verlieren, und noch dazu eine solche Mutter! und ich — Herr — ich — habe — sie — getödtet!"

Er schluchzte die letzten Worte nur hervor. Der Ausbruch des Gefühls in dieser Gewalt überraschte mich nicht minder, als mich die Worte des Mannes in Schrecken setzten. Er mochte fühlen, was in mir vorging; er sah mich an und fuhr fort:

„O, ich bin nicht etwa ein Mörder gewesen, der mit Messer und Revolver arbeitet, nein, nein, und dennoch —"

Er machte eine Pause, während welcher er mit einem Entschlusse zu ringen schien, dann blieb er einen Augenblick stehen und sagte:

„Sie scheinen etwas vom Leben zu kennen, und es ist vielleicht auch gut für mich, wenn ich mich einmal aussprechen kann. Wenn Sie also die Geschichte" — er winkte mit der Hand nach dem hinter uns liegenden Kirchhofe — „hören wollen, dann kommen Sie weiter."

Ich war natürlich bereit und, indem wir etwas langsamer als vorher unsern Weg fortsetzten, erzählte er:

„Sehen Sie, lieber Herr, an meiner Wiege ist es mir nicht vorgesungen worden, daß ich einmal im harten Tagelohn mein Brot verdienen sollte. Mein Vater ist ein Lehrer gewesen in

einer kleinen Stadt, nicht unweit von hier; ich hatte noch zwei ältere Geschwister, meine Mutter hat mir oft von ihnen erzählt; ich selbst war erst zwei Jahre alt, als sie kurz hintereinander starben und in dem nämlichen Jahre ist auch mein Vater begraben worden. Ich will Sie nicht langweilen mit der Erzählung, wie sich nachher meine Mutter durchgeschlagen hat mit mir, damals habe ich das auch nicht so verstanden, heute weiß ich, daß sie oft genug geweint hat vor Sorge um die Zukunft; redlich und thätig ist sie gewesen ihr lebelang, und mit diesen meinen Händen möchte ich sie wieder aus dem Grabe hervorkratzen, wenn ich sie wieder haben könnte. Ich bin ein wilder Bursche gewesen, mit dem sie ihre liebe Noth hatte, aber sie hat mir immer nur gut zugeredet und — na, das ist lange her. In Berlin hatte sie einen Bruder, der eine gute Bäckerei besaß; zu dem that mich meine Mutter in die Lehre.

Als die Lehrzeit herum war und ich als Geselle meinen guten Lohn hatte, zog meine Mutter nach Berlin; wir konnten hier zusammen wirthschaften, und sie dachte, vielleicht hier leichter etwas dazu verdienen zu können. Zu Anfang ging ja auch Alles gut; später aber, da kam das Kartenspielen, Meine Tante, Deine Tante, Sie wissen wohl —; da wurde ich ein schlechter Kerl. Meine Mutter warnte und bat, aber es half Alles nichts; endlich wurde mir das Reden zu viel, und ich ging gar nicht mehr nach Hause und bekümmerte mich nicht mehr um meine Mutter. Einmal habe ich sie da gesehen, früh, auf der Straße; sie hatte einen Korb in der Hand und trug Zeitungen aus. Damals, Herr, damals wäre es Zeit gewesen für mich, wieder zurück zu gehen zu meiner Mutter; als ich die arme Frau so sah, wie sie von Haus zu Haus ging und die Zeitungen schleppte, um ihr bischen Leben zu fristen; das ging mir durch's Herz. Na, ich ging aber doch nicht zu ihr. Meinen Lohn verspielte ich nach wie vor, und nachher that ich etwas Schlimmeres. Da holten sie mich in der Frühe nach der Polizei, und nun hieß es, nach dem Molkenmarkt."

Er griff mit der Hand in sein ergrautes Haar und erzählte mit heiserer Stimme weiter:

„Da, Herr, da war's. Als mich der Schutzmann hinausführte nach dem — na Sie werden ja auch schon so'n Wagen gesehen haben —, da — bog eine alte Zeitungsfrau um die Ecke, und das — war — meine Mutter, und als die mich sah, da hörte ich einen Schrei, ich wollte hinspringen zu ihr, aber ich wurde in den Wagen geschoben und es ging fort — ich hatte meine Mutter zusammensinken sehen. In der Viertelstunde, die ich da zugebracht habe, ist mein Haar grau geworden. Ich habe dann ein halbes Jahr Strafe verbüßt. Als ich wieder frei war, mußte ich meine Mutter dort auf dem Kirchhofe suchen. Es hat schwer gehalten, ihr Grab zu finden, aber endlich habe ich's doch gefunden; Nummer 145. Das ist jetzt zehn Jahre her. Aber sehen Sie, es ist mir, als ob's gestern gewesen wäre. Immer sehe ich meine arme Mutter vor mir, wie sie niedersank; sie, die immer so viel auf unsern ehrlichen Namen gehalten hatte und dort — ihr Sohn — ein Verbrecher. Ich hab's redlich verbüßt und quäle mich in harter Arbeit, aber wenn ich kann, dann gehe ich zu meiner todten Mutter und bitte ihr immer wieder ab, was ich ihr zu Leide gethan habe."

Ich reichte dem Manne meine Hand: „Und ich glaube, sie hat Ihnen verziehen."

Er lächelte wehmüthig: „Manchmal glaube ich das auch, eine Mutter verzeiht ja wohl das Aergste; aber ich selbst, lieber Herr, ich selbst werde wohl daran tragen bis —"

Ich unterbrach ihn: „Sie haben durch jahrelange ehrliche Arbeit Ihre Selbstachtung wieder gewonnen, und das sühnt wohl auch Schwereres."

„Danke, Herr, für das Wort; es thut unsereinem wohl, wenn man einmal in Ihren Kreisen Verständniß findet."

Eine Einladung zu einem Glase Bier schlug er aus: „trinken und das Kartenspielen, das habe ich verschworen seit jener Viertelstunde und bis heute habe ich's gehalten. Und jetzt —" wir waren inzwischen in einer der Vorstadtstraßen angelangt — „hier bin ich zu Hause. Adieu und nichts für ungut!" Er zog seine Mütze und bog in eine Querstraße ein.

Die Geschichte der armen Nr. 145 dort unter dem schmucklosen Grabe wollte mir nicht aus dem Sinn. Sie war eine Bereicherung der Statistik des Frauenelends — die arme Mutter war „auch Eine", die von den sturmgepeitschten Wellen des Lebens in der Millionenstadt verschlungen war, versunken und vergangen — aber, treues Mutterherz, du bist wenigstens nicht vergessen.



Arabische Sklavenhändler, von einem deutschen Kriegsschiffe verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: A. Roeckner in Posen. Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei von W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.